

BIBLIOTHEKA MUSEI  
Nr. inv.  
17.138  
KÖSLIN



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 13

Sonnabend, den 21. Brachet 1930.

Nr. 13

## Zweihundertjahrfeier im Schwederstift.

Von Kurzrock, Konr. i. R.

Oberst Michael von Schweder ist durch das Testament vom 20. Mai 1728 der Begründer des hiesigen Schwederstiftes geworden. Die Bestätigung des Kgl. Tribunals in Berlin erfolgte 1732. Der Oberst war bereits am 10. Sept. 1729 gestorben. Die Stadt Köslin besaß in der Stadthofgasse einen Stadthof, bei dem die Jamunder zu Hofe gingen. Aus den Einkünften der Ländereien bezogen die Magistratspersonen ihre Besoldung, bis ein fixum Salarium festgesetzt wurde. Nun verpachtete man die Aeder. Der Stadthof ging 1734 in den Besitz des Geh. Rats Christoph Hermann von Schweder über. Im Herbst desselben Jahres begann man mit dem Abbruch der alten Gebäude. Im März 1735 wurde der Grundstein zum neuen Stift gelegt, das 1737 vollendet wurde. Der obere Teil der heutigen Papenstraße führte nun die Namen „Stiftsgasse, Schwedergasse“. Die geldliche Grundlage für das Bestehen des heutigen Schwederstiftes schuf Jakob Schweder, Kanzler und Burggerichtsdirektor zu Naugarten, gestorben am 19. Februar 1686. Laut Testament vom 15. Dez. 1685 stiftete er zu seinem und seines Sohnes Ernst Bogislaw Gedächtnis ein Fideum Commissum. Die hinterlassene Summe betrug 9186 Rthl. 24 gr. und 1000 Rthl. Forderung aus dem Fürstlich Cronschens Testament. Nach dem Tode der Witwe, einer geborenen von Braunschweig, sollten sich die Freunde des Mannes und der Frau Gold, Silber, Juwelen, Betten, Leinen, Kleider und Hausgerät teilen. Die Kapitalien und die Bibliothek waren zur Bildung des Fidei Commissum bestimmt.

Schwederstiftes so wertvolle Stiftung des Jakob Schweder erhielt ihre Bestätigung durch Kgl. Spezialbefehl am 27. Juni 1730. Wenn auch ein Zweig der Schweder den

Nadelstiel führt, so gehören doch alle des Namens Schweder zu einer großen, weitverzweigten Familie. deren Mitglieder am 27. Juni 1930 sich gewiß ihres großen Wohltäters dankbarlichst erinnern werden

## Der Germanenfriedhof bei Steglin.

Am 5. 6. hatte Herr Lehrer Ziolkowski, Steglin, gemeldet, daß durch spielende Kinder auf dem „Rauhen Berge“, welcher Frau Lambrecht gehört, Urnen gefunden seien (vgl. K. Z. vom 7. 6. 30). Am Nachmittag begaben sich Herr Stadtbaurat Sardemann und der Unterzeichnete an Ort und Stelle, um die Funde zu besichtigen. Die beiden Herren Lehrer des Ortes und mehrere Einwohner waren schon auf dem Berge, der mit Heidekraut, jungen Kiefern und Eichen bewachsen ist und von dem aus man wegen seiner Höhe eine prächtige Aussicht genießt. Es waren unterdessen schon mehrere Gräber freigelegt worden, einige wurden in unserer Anwesenheit noch geöffnet. Die Ergebnisse waren über Erwarten groß.

ten, daß, wie unser Kreuz anzeigte, dort ein Toter begraben lag. — Bei den meisten Gräbern war dadurch, daß der Deckstein früher einmal entfernt oder in die Ritze hineingesunken war, und dadurch, daß Erde hineingedrungen war, die Urne zerstört. Es fanden sich aber neben den Knochenresten stets noch Scherben. Zwei Urnen konnten an diesem Nachmittag heil oder wenigstens ziemlich heil gerettet werden; eine war schon vorher ganz herausgebracht. Die eine Urne zeigt einen Schmuck aus weißen Nieten, die andere ein Punktornament. An Beigaben wurde ein Ring aus dünnem Bronzedraht gefunden, der wohl einst den schmalen Finger einer Frau geschmückt hat, und außerdem ein durch Brand und Rost ganz unformlich gewordenes Stückchen Eisen.

Wir fanden einen sehr regelmäßig angelegten Friedhof. An der Ostseite des Hügels, ziemlich weit nach oben, zieht sich eine Reihe Gräber hin. Feststellen konnten wir in dieser Reihe mit Sicherheit sechs. Es waren ursprünglich mehr vorhanden. Da der Berg jahrhundertlang mit Bäumen bestanden gewesen ist, die immer wieder ausgerodet worden sind, ist es eigentlich ein Wunder, daß überhaupt noch Gräber erhalten sind, daß durch die Wurzeln der Bäume und durch das Ausroden der Stubben nicht alles zerstört ist. Nach dem dritten und vierten Grab (von Norden gerechnet) zu urteilen, waren die Gräber etwa 2½ Meter voneinander entfernt. Westlich von dieser Reihe zieht sich eine zweite hin, gleichlaufend und wahrscheinlich überall in einem Abstand von 2½ Metern. Die Gräber sind steinfestengräber von meist rechtlichem Grundriß. Nur das nördlichste Grab, das sich auch durch seine Größe von anderen auszeichnet, war fünfeckig. Erbaut sind die Gräber aus großen Steinen, die an der Innenseite abgeplattet sind. Aus ihnen hat man kunstvoll vier bzw. fünf Wände errichtet; Lücken sind durch kleinere Steine ausgefüllt. Die so gebildete kleine Ritze ist mit einem Deckstein nach oben hin abgeschlossen. In der Südwestecke steht auf einer Steinplatte oder auf einem Pflaster eine Urne, die, mit einem milchförmigen Deckel geschlossen, die weißen Knochenreste des verbrannten Leichnams birgt. Auch in dem freibleibenden Raum der Ritze findet man oft noch Knochenreste. Damit die Urne sicher steht, wird sie noch gelegentlich durch Steine in ihrem unteren Teile gestützt. Mehrfach zeigt die Steinkiste an ihrer Ostseite einen Anbau von Steinen, der vielleicht nur den Zweck hat, das Grab gegen den Schub der Erdmassen, die von oben her nach dem Fuß des Hügels hin drücken, zu stützen, ähnlich wie man jetzt Mauern durch Stützpfiler sichert. Vielleicht hat der Anbau aber daneben auch noch die Aufgabe gehabt, das hölzerne Grabzeichen zu hal-

Welche Bedeutung haben nun diese Funde? Nur einiges will ich andeuten. Zunächst einmal erkennen wir, daß vor mehr als 2000 Jahren schon Menschen in der Gegend von Steglin gewohnt haben. Das sind aber keine Wilden gewesen; denn Ordnungssinn und Organisationsgabe war ihnen schon eigen; nur so erklärt sich ja die regelmäßige und sorgfältige Anlage. Bei diesem Volk war das Eisen noch selten, aber auch Bronze hatte es nicht in Mengen. Ihre Schmuckfreude und ihren Schönheitsinn konnten diese Vorfahren der Stegliner daher nicht durch Anfertigen von hübschen Metallgeräten und zierlichem Metallschmuck befriedigen; sie legten sich daher auf die Töpferkunst und leisteten auf diesem Gebiete wirklich Hervorragendes. Die schönen Ziernuster auf den Gefäßen müssen noch heute jeden Beschauer erfreuen. Diese Alt-Stegliner aber besaßen nicht nur Ordnungsliebe und Schönheitsinn, sie hielten auch ihre Toten in Ehren. Deshalb sammelten sie die Knochenreste der Leiche, die sie nach den Vorschriften ihrer Religion — denn auch die gab es schon bei ihnen — auf einem Scheiterhaufen verbrannt hatten, fein säuberlich aus dem Aschenhaufen und setzten sie in den hübschen Urnen an dem Ostabhang des Berges, der trocken war und den die aufgehende Sonne jeden Morgen zuerst grüßte, in kunstvoll und festgefügteten Steinkisten bei. — Wir wissen auch, wer diese auf einer nicht geringen Kulturhöhe stehenden Menschen waren. Ihre ganze Grabanlage verrät es. Es waren Wandilker, die am Anfang der Eisenzeit an der unteren Weichsel saßen und die sich von da aus dann weiter verbreitet haben. Es war derselbe Stamm, der auch an der anderen Seite unseres Kreises, am Danzgrug, gesessen hat (vgl. Unf. Heimat 1929 Nr. 23). Diese Wandilker gehören mit zu den Ostgermanen, die bekanntlich vor den Wenden in unserer Gegend gewohnt haben. — Besonders erfreulich waren uns

Die Bibliothek kamen Köslin und Kolberg in Frage. Es kam darauf an, wer einen passenden Raum zu ihrer Unterbringung schuf. Die Zinsen aus den Kapitalien sollten für studierende Jugend (allermeist ex familia und Verwandtschaft), aber auch für andere tugendliche Subjekta, auch für Kirchen und Schulen, arme Witwen, Waisen, unausgesteuerte unermögende Jungfern, für Hausarme und bergleichen notdürftige Leute verwandt werden. Nach dem Tode der Witwe entstand unter den Erben ein größerer Prozeß. Am 21. März 1702 traten die Schwederschen Erben den Braunschweigischen Erben den Braunschweigischen 3500 fl ab. Die Streitigkeiten waren damit indeß nicht beseitigt. Man wollte einfach alles gehörig teilen. Die Mehrzahl der Erben drang aber auf Erhaltung des Fidei Commissum und errichtete am 26. Febr. 1726 einen neuen Vergleich, der die Grundlage der Verwaltung und Verteilung des Schwederschen Fidei Commissums bildet. Dieses Abkommen besteht aus 18 Abschnitten und einem Anhang. Die Bibliothek gelangte nach einem Prozeß mit dem Rat zu Köslin auf das hiesige Rathaus. Leider ist diese wertvolle Sammlung mit der Lutherbibel 1718 ein Raub der Flammen geworden; aber wissenschaftliches Interesse und Sammeleifer haben die jetzige Bibliothek mit manchen wertvollen Werken (Chronik von Wendland, plattdeutsche Bibel, großer Atlas) entstehen lassen. Die Verwaltung des Fidei Commissum Schwederianum und des Schwederstiftes liegt in den Händen eines Administrators. Diese für das heutige Bestehen des

die Ausgrabungen auf dem „Rauhen Berg“ deshalb, weil wir im Heimatmuseum bisher noch keinen vorgeschichtlichen Fund aus Seglin besaßen. Unser Dank gebührt allen, die sich um diese so ergebnisreiche Ausgrabung ein Verdienst erworben haben: zunächst der Besitzerin des Berges, die das Nachgraben bereitwilligst gestattet hat, und dann den beiden Herren Lehrern, welche die treibende Kraft bei den Arbeiten darstellten und Frauen und Männer, sowie die Jugend des Dorfes dafür interessierten, so daß mit allseitiger Unterstützung erfolgreich gearbeitet werden konnte. Nicht unerwähnt lassen will ich, daß die beiden Herren auch unterrichtlich nach den verschiedensten Seiten hin die Funde auswerten und so an der Erweckung der Heimatliebe in vorbildlicher Weise arbeiten. Wenn unsere Ju-

gend in dieser Weise mit der vorgeschichtlichen Vergangenheit ihres Dorfes vertraut gemacht wird, so darf davon auch unsere Wissenschaft mannigfache Förderung erhoffen. Denn nur dadurch, daß unsere Schulen aufklärend wirken, kann erreicht werden, daß die Bevölkerung unserer Heimat Funde auch wirklich anmeldet und so eine Forschungsarbeit auf diesem Gebiete möglich macht. — Bei unserem Dank aber wollen wir auch nicht die Kinder vergessen, die beim Spielen das erste Grab gefunden und von der Entdeckung ihren Lehrern Mitteilung gemacht haben. Endlich aber wollen wir auch allen denen danken, die uns mit ihren fleißigen Arbeiten beim Bloßlegen der Gräber und auch sonst durch ihre freundliche Hilfe unterstützt haben.

Dr. Siuts.

## Volkssagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor Otto Knoop.

(Fortsetzung.)

### 64. Fui Schwindred!

In Wedderfin ist einmal der Teufel als Alf gekommen und hat in einem großen Winde ein ganzes Ende Leinwand von der Bleiche aufgehoben und wollte damit verschwinden. Die Frau aber, der die Leinwand gehörte, erblickte ihn noch zur rechten Zeit und rief ihm nach: „Fui Schwindred!“ Durch diesen Zuruf jagte sie ihm den Raub wieder ab.

Einem Bauern in demselben Dorfe hat er einmal am hellen Tage zwei Enden Leinwand von der Bleiche genommen.

Zum Alf vergl. meine Stolper Sagen Nr. 85 ff. und Lauenburger Sagen Nr. 56.

### 65. Der Alf beschüttet mit Läusen.

Eine Frau in Wusteden erzählte, daß ihrer Mutter Bruder, damals ein Junge von 6 bis 7 Jahren, aber dreist und gottesfürchtig, eines Tages im Sommer draußen vor dem Hause gefressen habe. Da sei mit einem Male der Alf angezogen gekommen, und als der Junge ihn gewahrte, habe er ihm einige höhnische Worte zugerufen. Sofort beschüttete ihn der Alf mit Läusen, Dingen von einem halben Zoll Länge, die sich trotz aller angewandten Mittel nicht vertreiben lassen wollten. Das Merkwürdigste dabei aber war, daß die Brüder auch nicht eine von den Läusen bekamen, obgleich sie alle zusammen in demselben Bett schliefen.

Mehrere Wochen darauf kam ein Wanderbursche in das Haus, dem erzählte die Frau von dem Unglück. Da sagte der Wanderbursche: „Ihnen kann bald geholfen werden. Nehmen Sie eine Federpose mit etwas Quecksilber darin; dazu tun Sie neun Läuse von dem Jungen, die sie aber rückwärts zählen müssen, und das hängen Sie in den Schorn-

stein. Dann wird der Junge die Läuse loswerden.“ Die Frau tat das, und am nächsten Morgen war nicht nur die Federpose aus dem Schornstein fort, sondern auch die Läuse waren verschwunden.

### 66. Der Teufel unter dem Tisch.

In Borntuchen saßen einmal mehrere Männer am Spieltisch, tranken, spielten und fluchten drei Tage und drei Nächte hindurch ohne Aufhören. Endlich fiel dem einen Spieler eine Karte herunter, und als er sich bückte, um sie aufzuheben, gewahrte er unter dem Tisch den Teufel in lebhaftiger Gestalt. Mit einem Schrei sprang er auf und lief nach der Ofenbank; dort lag ein alter Kalender, den er griff er und sang in höchster Angst den Siedervers: „Ihr Höllengeister padet euch! Als auch der Böse da noch nicht weichen wollte, stürmten die Spieler alle zum Hause hinaus. Seit der Zeit haben sie nie wieder eine Karte berührt.“

### 67. Knaben probieren das Köpfen.

In Damsdorf hüteten vor vielen Jahren mehrere Knaben das Vieh auf dem Felde. An einem Sonntagmorgen überfiel den Bauer Bruhnte plötzlich eine unerklärliche Angst, und er eilte aufs Feld, um zu sehen, was die Hirten machten. Raun war er aus dem Dorfe heraus, da begegnete ihm ein kleines Männchen, das erkundigte sich, wohin er wolle. Bruhnte sagte es ihm, aber das Männchen erwiderte, es sei eben an den Knaben vorbeigegangen, die sich die Zeit durch Spielen vertrieben. Bruhnte beruhigte sich. Als er sich aber von dem Männchen trennte, bemerkte er, daß es einen Hühnerfuß hatte. So schnell ihn seine Füße nur tragen wollten, eilte er nach dem Hütteplatz; doch zu spät, denn der Kopf

des einen Hirten tanzte bereits am Boden. Die Knaben hatten nämlich versuchen wollen, wie das Köpfen gehe. Dazu hatten sie eine regelrechte Guillotine erbaut und als eigentliches Fallbeil ein altes Messer von einer Häckellade oben am Gerüst befestigt. Alle hatten nun probiert; als man aber den letzten auf dem Block befestigt hatte, kam ein dreibeiniger Hase dahergehumpelt, dem eilten die Knaben nach, Kameraden und Vieh vollständig vergessend. Der Gefesselte suchte sich seiner Bande zu entledigen, aber durch das heftige Rütteln hatte sich das Messer gelöst, und der Unglückliche hatte den Scherz mit dem Tode gebüßt.

### 68. Die Rettung eines Erhängten.

Ein Bauer in Dampen war des Lebens müde und wollte sich erhängen. Er sprach davon zu seinem Nachbarn. Dieser suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Nun waren die Männer einst bei der Arbeit; da wurde es ihnen so unheimlich zu Mute, daß sie nach Hause eilten, um zu sehen, ob etwas passiert sei. Als sie an der Scheune ihres Nachbarn vorüberkamen, sahen sie, daß der Bauer sich wirklich erhängt hatte. Sie schnitten den Strick sofort durch und legten den Bauer auf Stroh. Nach vielem Hantieren kam dieser auch wieder zum Bewußtsein und dankte seinen Rettern. Als diese nun heimgingen, lief eine schwarze Raze um sie herum. Schließlich stieß der eine der Männer sie mit dem Fuß, und als sie dann noch nicht weichen wollte, warf er mit dem Holzpantoffel nach ihr. In demselben Augenblick aber wurden die Männer von unzähligen schwarzen Ragen umschwärmt, die sie mit Geschrei bis zur Haustür begleiteten, und nur dadurch, daß sie auf der Schwelle des Hauses drei Kreuze schlugen, verwehrten sie den Ragen den Eintritt ins Haus. Die Männer aber gelobten sich, nie wieder einen abzuschneiden, der sich erhängt habe.

Die Leute meinten, die schwarzen Ragen seien der Teufel gewesen, der aus Wut darüber, daß er die Seele des Selbstmörders nicht bekommen habe, die Männer verfolgt habe.

W. Kellers Sammlung.

### 69. Ein Mann verschwindet.

Ein junger Landwirt aus Bütow war vor Jahren mit einigen Freunden im Gasthof von Damsdorf und hatte da seinen Geburtstag gefeiert. Es wurde tüchtig getrunken und getanzt. Als sie gegen 12 Uhr in der Nacht aufbrachen, gingen zwei Freunde voraus nach Bütow, gefolgt von einer schwarzen Raze, die etwa auf der Hälfte des Weges sitzen blieb. Nun kamen auch die andern nach, unter ihnen zwei Brüder, August und Karl Müller. Als sie nahe bei der Raze waren, nahm August Müller einen Stock und sagte: „Dem schwarzen Satan werde ich eins auswischen.“ Die andern kümmerten sich nicht um ihn, sondern gingen ruhig weiter und legten sich daheim zur Ruhe. Als Karl Müller des Morgens aufwachte, war sein Bruder noch nicht zu Hause. Die Eltern wurden unruhig

## Deutsche Heimatbücher.

Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Bütow seit Einführung der Reformation bis zur Gegenwart. Von Kurt Meyer. 1929. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum. Bütower Anzeiger.

Das als Festschrift zum 75jährigen Jubiläum der Elisabethkirche in Bütow erschienene Büchlein beabsichtigt, den Leser mit der Einführung und Ausbreitung der protestantischen Lehre im Kreise Bütow bekannt zu machen. Die Abhandlung umfaßt sämtliche Gebiete des kirchlichen Lebens einschließlich Bau- und Kunstgeschichte über die Bütower evangelischen Kirchen und ist somit ein wertvoller Beitrag zur engeren Heimatgeschichte.

Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Herausgegeben von A. Lisch u. C. Borckling. Hamburger Verlagsanstalt Karl Wachholtz, Hamburg.

Wiederholt haben wir in dieser Zeitschrift bereits auf die Neuauflage des mittelniederdeutschen Handwörterbuches hingewiesen, dessen Fehlen, seitdem der alte Lübben-Walther vergriffen war, nicht allein von dem niederdeutschen Sprachforscher und Philologen, sondern besonders auch von dem niederdeutschen Hei-

matforscher und Volkskundler (Urkunden-, Familien- u. Flurnamensforschung, Volksliedsammlung) unangenehm empfunden wurde. Es liegen jetzt drei Lieferungen, umfassend die Worte a—huwich (Sp. 1 bis 384) vor. Die Namen der Herausgeber gewährleisten ein Werk, das alle Fortschritte der niederdeutschen Philologie berücksichtigt. Der bekannte Verlag ermöglicht es durch die Art des Erscheinens, in 2 bis 3 Lieferungen höchstens jährlich, auch dem Minderbemittelten, sich dieses wertvolle unentbehrliche Werk anzuschaffen. Den Heimatforscher dürften in dem jüngst erschienenen 3. Heft besonders die Wörter hlél, brále, brám, bréme, brumme, huwe interessieren.

### Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Bremen.

Mit dem neuen, nunmehr 8. Jahrgang, ist diese für die niederdeutsche Volkskunde außerordentlich wertvolle Zeitschrift in den Verlag von G. Winters Buchhandlung, Fr. Quelle Nachf., Bremen, übergegangen, wo sie als Reihe E der Schriften der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft erscheint. Die Schriftleitung liegt nach wie vor in den bewährten Händen von Museumsdirektor Dr. Grohne und Professor Dr. Tardel, Bremen.

Goethes Naturwissenschaftliche Schriften. Eine Auswahl, herausgegeben von Julius Schuster. 2 Bde. Gutenberg-Verlag, Hamburg.

Diese beiden Bände der Goethe-Ausgabe des rührigen Gutenberg-Verlages erhalten ihren besonderen Wert durch die Veröffentlichung von dreißig ganzseitigen, zum Teil farbigen Bildern nach Zeichnungen Goethes zur Metamorphose der Pflanzen, der Untersuchung über den Zwischenkieferknochen und zur Farbenlehre. Mag Goethes Verdienst um die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auch heute umstritten sein, beachtenswert bleibt doch immer die Art seines Forschens um Ergründung der Geheimnisse der Natur und der von ihm mit fast religiöser Weihe vertretene Gedanke vom einheitlichen Schöpferum der Natur, in der sich ihm Gott offenbart.

Der Erdball. Illustrierte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Anthropologie, Länder- und Völkerkunde. Viertelj. 3.—RM. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.

Ferne Länder, fremde Völker, ihre Sitten und Gebräuche, die Wunder der Welt kennen zu lernen, das ist die Sehnsucht, die fast jedem innemohnt.

und wollten sehen, was mit ihm geschehen sei. Als sie zu der Stelle kamen, an der die schwarze Kacke gefressen hatte, fanden sie dort nur Knochen, verspritztes Blut und einige Fegen von seinem Anzug.  
W. Kellers Sammlung.

#### 70. Der Freimaurer

In der Scheune eines Schulzengutsbesizers im Kreise Bütow haben Knechte und Mägde sehr oft mitten in der Nacht Säckel schneiden gehört. Wenn sie aber am andern Morgen nachsahen, war der Haufen nicht größer als er vorher gewesen war. Das kam daher, daß der alte Schulze ein Freimaurer war. Ging dieser Mann spazieren, so sprach er unter beständigem Fucheln mit den Händen zu sich ganz allein und so laut, daß man meinte, es seien mindestens drei Personen bei ihm. Die Leute sagten: „Er redet mit dem Bösen.“ Einmal lustwandelte der Alte in der Heischuhle bei Wusfeden. Da muß „Er“ ihn wohl haben holen wollen. Aber die Zeit war noch nicht um, darum wies ihn der Schulze ab mit den Worten: „Laß mich doch! Du weißt ja, ich habe noch fünfzehn Jahre zu leben.“

#### 71. Ein Freimaurer sucht einen Stellvertreter.

Alte Leute wissen gar manches von den Freimaurern zu erzählen. Die verschiedensten Fälle führen sie aus ihrer Jugend an, daß Bekannte oder gar Verwandte gestorben seien und daß sich durch ihren Tod ein Freimaurer losgelaufen habe. Einmal in jedem Jahr nämlich lösen die Freimaurer, und derjenige, den das Los trifft, muß sterben. Er kann sich jedoch zweimal durch einen Ersatzmann loslaufen. Trifft ihn aber das Los zum dritten Mal, dann ist er dem Tode verfallen.

Vor vielen Jahren traf nun das Los den Besitzer Hoddrow. Er kam nach Bütow zu seinem Schneider und forderte diesen auf, ein Schriftstück zu unterschreiben. Da der schlaue Schneider aber nicht lesen konnte, verweigerte er seine Unterschrift. Da suchte der Gutsherr lange in der Stadt umher und fand endlich einen alten Arbeiter, der für einiges Geld seinen Namen unter das Schreiben setzte. Als er noch an demselben Nachmittag bei einem Ackerbürger auf dem Felde pflügte, fiel er plötzlich um und war tot. Die Angehörigen fanden auf dem nackten Körper in der Herzgegend ein kleines goldenes Herz, einen Hammer und einen Winkel. Daran erkannten sie, daß er für einen Freimaurer gestorben war.

Die Geschichte wird auch in anderer Weise erzählt: Er hatte das Los gezogen, daß er in demselben Jahre sterben müsse. Das beunruhigte ihn sehr. Schließlich rückte der Tag heran, an dem der Teufel seine Seele abholen wollte. Da bat er seinen alten Kutscher von Himmel zu Erde, er möge doch diese Nacht die Rolle mit ihm tauschen. Nach vielen Versprechungen willigte der Kutscher ein. Er zog seines Herrn Kleider an, setzte sich an den Tisch und ließ sich Wein und Zigarren reichen, während der Besitzer in den Kleidern seines Kutschers in den Pferdestall ging und sich dort auf das Bett legte.

Als nun der Kutscher im Zimmer munter und guter Dinge war, fuhr draußen eine Droschke vor; ein fein gekleideter Herr stieg aus und fragte das herbeilebende Dienstmädchen, wo ihr Herr sei? Die wies ihn in das Zimmer des Hausherrn. Das Mädchen aber lauschte an der Tür. Plötzlich schauderte sie zusammen, denn sie hörte im Zimmer ein Klappern und Kettengerassel und zuletzt einen gellenden Angstschrei. Darauf wurde es ganz still im Zimmer, draußen aber fuhr ein Wagen eilig davon. Als das Dienstmädchen darauf ins Zimmer trat, saß der vermeintliche Besitzer tot auf dem Stuhl.

W. Kellers Sammlung. Die an sich und zum größten Teil recht törichten Geschichten von den Freimaurern beruhen doch wieder auf altem Volksglauben und dürfen daher in einer Sagensammlung nicht fehlen.

#### 72. Das Begräbnis eines Freimaurers.

An der Chaussee von Bütow nach Dampen liegt gleich hinter der Stadt rechts von der Straße ein Hügel, auf dem der Jüttensche Pulverschuppen steht. Dies war die Begräbnisstätte eines Herrn von Wusfow, und nach ihm heißt der Hügel auch Wusfows Ruh. Wie man erzählt, soll der Herr von Wusfow hier einst im Winter mit seinem Hunde spazieren gegangen sein. Er verunglückte hier und starb an den Folgen. In einer kleinen Halle, die von einem hübschen Hain umgeben war, wurde er begraben. Seit der Zeit war es auf der Straße nach Dampen nicht geheuer. Wiederholt haben die Leute dort einen Menschen ohne Kopf, begleitet von einem Hunde, gesehen; andere haben dort ein Ungeheuer, das halb Mensch, halb Pferd war, gesehen. Diese Stelle war namentlich der Schrecken der Postknechte, denn die Pferde scheuten hier stets.

Der Herr von Wusfow war ein Freimaurer. Später wurde seine Leiche auf den Kirchhof in Bütow gebracht. Es war ein schöner Tag. Als die Ueberführung der Leiche begann, setzte ein gewaltiges Unwetter ein, wie es immer eintreten soll, wenn ein Freimaurer begraben wird. Die Pferde scheuten und rasten davon, so daß der Sarg vom Wagen fiel. Erst nach vielen Hindernissen kam man mit der Leiche auf dem Friedhofe an und begrub sie dort.

Seit der Zeit hat man nie wieder etwas Beunruhigendes auf der Dampener Chaussee gesehen.  
W. Kellers Sammlung.

#### 73. Wusfows Ruh.

Der Hügel an der von Bütow nach Dampen führenden Chaussee soll seinen Namen von einem Herrn von Wusfow haben, der dort seine Ruhestätte fand. Andere erzählen anders: In der Nähe des Hügels hatten zwei Brüder mit Namen Wusfow ein kleines Häuschen. Sie waren arm und hatten nur einen Tisch, zwei Stühle, zwei Betten und ein Spind; außerdem besaß jeder ein Totenhemd und einen großen schwarzen Hund als Begleiter. Einer der Brüder erkrankte und starb, nachdem er kurz vorher sein Totenhemd angezogen hatte. Gleichzeitig starb auch sein Hund. Der lebende Hund machte sich nun daran, seinen toten Kameraden aufzufressen. Dabei ertappte ihn sein Herr. Er wurde sehr zornig und wollte den Hund schlagen. Dieser sprang zur Tür hinaus. Als sein Herr ihm folgte und ins Freie kam, sprang der Hund auf ihn zu und würgte ihn ab. Darauf wurden beide Brüder zusammen auf dem Hügel unter zwei großen Steinen begraben.

W. Kellers Sammlung.

## Flurnamen von Parpart (Kr. Röslin).

Von W. Harber, Rügenwalde.

Nordwestlich der Rieschausee, die von der Schulzenhagener Kirche auf den Leuchtturm von Fundenhagen zuführt, liegt inmitten der Feldmark das „Biesenurt“. Dieses ist eine kleine Gehölzgruppe. Der Ursprung des Namens ist leider nicht mehr feststellbar. Angeblich spukt es noch heute hier. Man hört in Herbstnächten, wenn der Mond das erste Viertel vollendet hat, von dort prasselnde und krachende Geräusche; auch wird dann und wann ein sehr schnell hin und her huschender Lichtschein wahrgenommen. Ganz in der Nähe findet man den „Sonigteich“. Dieser Teich ist eins jener kleinen runden Wasserlöcher, welche überall in das flache Land eingestreut sind. Er ist der Quellteich des „Buttergrabens“, welcher in fast genau nördlicher Richtung zur Ostsee fließt. Westlich die-

ses Grabens liegt in geringer Entfernung der „Beihsteden“. Dieser ist vermutlich eine viel benutzte frühere Viehtrift.

Geht man nun zurück zur Rieschausee, so kommt man ganz an der Südgrenze der Dorfsfeldmark auf den „Fuchsberg“, welcher über die schon erwähnte Chaussee hinweg in westlicher Richtung durch den „Glasberg“ seine Fortsetzung erfährt. Dieser parallel zum Strande laufende kleine Höhenzug findet in dem anschließenden „Sühnerberg“ sein Ende. Die Südwestecke der Feldmark bildet das „Hei'ebraut“, oder auch „Rei'ebraut“ genannt. Wahrscheinlich ist aus „Hei'ebraut“ (Heidebruch) später im Sprachgebrauch eben „Rei'ebraut“ (Rienbruch) geworden. Dieses Bruch ist ein sumpfig-mooriges Gelände mit teilweisem Erlenbestand und

Wer den „Erdball“ liest, kann sich jeden Monat die Erfüllung dieses Genusses gestatten. Das Aprilheft führt uns zunächst zum Ostseestrande, der „Riviera des Nordens“, der alten Hansestadt Danzig, die trotz ihrer 95 Prozent deutschen Bevölkerung uns im Jahre 1918 entrissen worden ist, von dort nach den blauen Fluten der Adria, um die Ueberreste alter Kulturstätten und Bauten zu schauen; von dort aus weiter zu den Liparischen Inseln, deren Land und Leute wir in sehr interessanter Schilderung kennen lernen; weiter über das Mittelmeer nach Afrika zu einem der größten der Numidischen Königsgräber, dem Medrasen. Asien bringt uns spannende, prächtig illustrierte Artikel über Randy auf der Insel Ceylon, über Chittor und Sontong, die fast kaleidoskopartig an uns vorüberrollen. Bewundernswert in ihrer Feinheit sind auch die chinesischen Reispapierbilder, die durch ihre Massenherstellung dem Kunstbedürfnis des gewöhnlichen Publikums Rechnung tragen sollen. Dr. Zesta gibt Erläuterungen zu den sehr interessanten Illustrationen über die Handhabung des Schulbetriebes in den verschiedenen Erdteilen. Das Heft schließt mit der Fortsetzung der sogenannten Quadranten-theorie von Dr. Kunike, die schon heute außerordentliches Aufsehen erregt.

### Saben wir in Deutschland eine dauernde Bevölkerungsabnahme?

Mit Recht wird auf die Gefahren hingewiesen, die unserem Volke durch den Geburtenrückgang drohen. Zu der Befürchtung aber, daß Deutschland seinen Höhepunkt überschritten habe und sich dem Augenblicke nähere, an dem es langsam und unaufhaltsam dem Niedergange zustrebe, liegt kein Grund vor. Professor R. Mielke befaßt sich in ausführlicher Weise im Heft 1 des 5. Jahrganges der Zeitschrift „Volk und Rasse“ (J. F. Lehmanns Verlag, München 2 SW.; Preis 2.— M.) mit diesem Problem, wobei er beweist, daß die Vermehrung gegen die vorangehenden Jahrhunderte nicht zurücksteht und nur in der Zeit wirtschaftlicher Hochentwicklung unverhältnismäßig stark emporgeschwollen war. Man überschätzt im allgemeinen die Folgen der Propaganda für die Geburteneinschränkung, denn ihre Träger räumen ja selbst das Feld für die Nachkommen derer, die eine höhere Auffassung vom Leben und von der Menschheit haben. Die Güte des Nachwuchses wird sich daher in Zukunft heben, und wenn sich die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder bessern, dann wird auch die Geburtenzahl wieder ansteigen. — Ratschläge, zum Sammeln volkskundlichen Materials aus münd-

lichen Quellen gibt Dr. Kurt Heßcher, Hannover, auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in Niedersachsen. — L. Hellmich, Biegnitz, berichtet über die aussterbenden „Laimes“-Speicherbauten in Schlesien und entwirft hiermit ein interessantes Gebiet der Volkskunde der Vergessenheit. Die „Laimes“-Bauten, deren Reste gerade noch in der heutigen Zeit erfasst werden können und einen germanischen Baugedanken verwirklichen, sind meist aus Lehm und Holz hergestellte Vorratshäuser, die gegen Feuersbrünste Schutz boten. — W. h. Rat Dr. G. Simon, Oldenburg, legt die Ergebnisse seiner Feststellungen über die Farbe der Haare und Augen der Schulkinder im Kreise Oldenburg (Holstein) nieder. Es ergibt sich in überraschender Weise, daß die blonden und blauäugigen Kinder gegenüber der letzten Zählung im Jahre 1875 bedeutend zugenommen haben. — Ein weiterer Beitrag, Deutsche und polnische Vorgeschichtsforschung, läßt polnische Unsachlichkeit auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung klar erkennen. — Erwähnt seien ferner noch die Aufsätze von R. Eichenauer, Bochum: „Ueber nordische Melodil“ und R. W. Darré: „Zur Berichterstattung des Tacitus in der Germania“. Das Heft beweist wieder, daß die Zeitschrift einem Bedürfnis entspricht und die an sie gestellten Erwartungen erfüllt.

schließt unmittelbar an den schon erwähnten Höhenrücken an. Nördlich des Bruches liegt am Strande entlang der „Doulhase“ = Dollhase.

Diesen Namen führen aber nicht nur diese wenigen Parparter Gehöfte, sondern gleichzeitig auch der unmittelbar benachbarte Funkenhagener Dorfteil.

# Rahlenbaums Motorradfahrt

Von Siegfried Ranisch.

Der Leser dieser ansprechenden Skizze wird unschwer in ihr Rüssel, die Fahrt zum Strande, die Nachbarstadt Zanow und die Fahrt durch den Gollen wiedererkennen. (Die Schriftl.)

Motto: „Dem war ein Eselchen vorgespannt.“  
Rahlenbaum ließ sich eine Autojacke anziehen

Sie fuhren wegen des Pflasters noch recht langsam; die Eingeweide wurden zwar erschüttert, aber das ließ sich ertragen, wenn man hin und wieder, tief Luft holend, sein Inneres elastischer machte.

Als sie die glatte Landstraße am Ende der Stadt erreichten, wurde die Geschwindigkeit vergrößert. „Nicht zu heftig!“, schrie Rahlenbaum; ihm war, als müßte er rücklings herunterfallen.

Das gebe sich, sagte der Freund. Es seien nur die Kinderkrankheiten, Angst brauche man nicht zu haben, er fahre ganz sicher. Nur schön still müsse man hinten drauf sitzen. „Wenn es dir zu schnell geht“, sagte er und legte dabei noch etliche Geschwindigkeit zu, „so brauchst du dich nur zu melden.“

„Salt!“, schrie Rahlenbaum, „zu schnell!“

„Alles nur Gewöhnung“, sagte der Freund beruhigend, ohne nachzulassen. „Drei Minuten in dem Tempo und du findest es zu langsam.“

Sie fausten die Landstraße entlang, der waldbige Höhenzug lag vor ihnen, sie fuhren hinein, brausten zwischen stillen Wäldern dahin, aufwärts, die Straße senkte sich wieder, und nun rasten sie mit äußerster Geschwindigkeit zu Tale. Rahlenbaum hielt sich krampfhaft fest, die Augen schmerzten, er kniff sie zusammen, die Luft rauschte ihm wild an den Ohren vorbei, er erwartete sein Ende.

Sie schossen aus dem Walde hervor, ein Dorf schloß sich an mit gepflasterter Straße, der Führer bremste, fuhr langsam, und wandte sich triumphierend zu Rahlenbaum, der bereits wieder sein Inneres elastisch zu machen bemüht war, mit der Frage: „War das nicht schön?“

Sie kamen an Gänsen vorüber, die ihre Häufe nach ihnen ausstreckten, machten sich Bahn durch und bestieg, barhäuptig und ohne weiteren Schutz der Augen als die eigene Brille, zum ersten Mal in seinem Leben ein Motorrad, nämlich den Rücksitz eines funkelneuen, schweren, breitreifigen, viersperrkräftigen, bereits aufgeregt schnaubenden Ungeheuers, dessen Führersitz sein Freund einnahm, in vollkommener Sportkleidung, mit Lederkappe und Schutzbrille, halb wie ein Clown anzuschauen, halb wie der Mensch gewordene Dämon des rasenden Fortschritts.

Flüchtig ging es noch einmal durch Rahlenbaums Schädel, wie sonderbar es sei, daß man sich jetzt in seiner Heimatstadt befand und eine halbe Stunde später in dem fernen Fischerdorf am Strand sein sollte, das ihm wie ein entlegenes, kaum erreichbares Paradies gewesen war. Aber da fuhren sie schon über das holprige Pflaster, und Rahlenbaum hielt sich mit beiden Händen fest an dem breiten Griff vor seinem Sitz, brachte die Füße in die richtige Lage und fand fürs nächste keine Zeit mehr zu Betrachtungen.

eine Kuhherde und fausten wieder in freier Natur bis zum nächsten Dorf, auf einer Straße, wo die Wagen Spuren gefährlich tief eingegraben waren, mit einem abschüssigen Buckel dazwischen.

Als Rahlenbaum einmal seinen Kopf zur Seite zu drehen wagte, sah er links hinter sich dunkelblauen waldbigen Höhenzug. Auf den Feldern brannten Kartoffelfeuer, das herbstliche Land lag in satten und schweren Farben unter der Nachmittags-sonne. Als sie jetzt aber die Höhe der Straße erreichten, lag vor ihnen die Döfse weitgedehnt und davor, durch die schmale Nehrung vom Meere getrennt, der See, dem sie sich näherten. Auf jener Nehrung lag das Dorf. Rahlenbaum sah alles nur flüchtig im Vorbeisausen, ohne rechten Genuß, in ewiger Unruhe, und als ein paar Rüben auf der Straße lagen, deren eine das Rad etwas ins

Schwanken brachte, da ließ er die Augen kaum noch vom Boden.

Jetzt kam das vorletzte Dorf. Rahlenbaum kannte es wohl. Die Kirchturmspitze lugte zwischen hohen Baumwipfeln hervor. Das hätte er auch nicht gedacht, so gewaltsam und lärmend hier einzudringen. Und er fuhr wehmütig an den bekannten Häusern vorbei, nickte zum Kirchhof hinüber, warf einen Blick ins Wirtshaus, und dann waren sie auch schon am Ufer des rauschenden Sees, auf jenem stillen Wege, den Rahlenbaum in vielen schimmernden Nächten gegangen war, am Schilf entlang bis zum Dorf, das ihr Ziel war. Nun ergriff ihn ein Gefühl, stärker als Wehmut, und er bat in seinem Herzen um Entschuldigung, den Weg und den See und das Dorf und jenen Menschen, der hier einst mit ihm gegangen war, um Entschuldigung, daß er es wagte, diese Stätte zu entweihen.

Es fuhr sich schlecht auf diesem Wege. Er war sandig und uneben, bisweilen auch sumpfig, man mußte auf dem Stiel abgeweideten Wiesenlandes zwischen Weg und Schilf fahren. Es war nicht das Richtige für ein schweres Motorrad. Wie auf einem Pferde flog man auf dem federnden Sitz auf und ab. Das machte Rahlenbaum zwar Spaß, aber schließlich ging es nicht weiter. Er mußte absteigen und der andere suchte sich mit seinem Rade allein durchzubringen, teils fahrend, teils schiebend, während Rahlenbaum hinterher hastete, bis sie endlich, zehn Minuten Wegs vor ihrem Ziel, einsehen, daß es zu spät würde, wenn sie es auf diese Weise noch erreichen wollten. Sie mußten umkehren. Der Freund fluchte, Rahlenbaum lächelte, warf einen Blick des Unverständnisses lieblosend über Wasser und Land rings um sich, und war glücklich, in dem Gedanken, daß wenigstens doch für die nächsten Jahre sein Paradies vor Motorrädern geschützt sei. Und während sein Freund allein vorausfuhr und der Lärm des Motors verklang, ging er nachdenklich zum Dorf zurück, froh dieser kurzen Ruhe, und tauchte auf das Rauschen des Sees, sprach mit einem Baum, den er kannte, atmete die reine Luft und weite Einsamkeit und fühlte immer wieder ein Staunen, in diese ferne Welt versetzt zu sein.

\*

Nach einer kurzen Rast im Wirtshaus, als die Sonne schon tief am Himmel steht, treten sie die Rückfahrt an. Wieder dieselbe Straße mit den gefährlichen Wagen Spuren und dem Buckel dazwischen, an den Rüben vorbei. Leute kommen von den Feldern und sehen die Motorradfahrer mit unfreundlichen Augen an. Rahlenbaum grüßt sie im Vorbeisausen mit einem Blick, der sagen soll: „Ihr tret euch, ich bin kein Kapitalist, ich bin kein Motorradfahrer, ihr beneidet mich zu Unrecht um meinen Sitz hier oben!“

Ein Hund springt läffend heran, jagt eine Weile neben dem Rade und schnappt nach den Beinen. Sie entkommen ihm. Und nun biegt der Führer in eine Straße ein, die sie nicht hergekommen sind; sie geht steil bergab in ein kleines Städtchen, und während sie hinunterrasen, fliegen durch Rahlenbaums angstvolles Gehirn Bruchstücke aus einem Gedicht von Villenron, aus dem „Blitzzug“, der „Quer durch Europa von Westen nach Osten rittert und ratiert“ und in einen anderen Zug hineinfährt, und die letzte Zeile dieses Gedichts drängt sich ihm auf, wie sich zwischen den Trümmern des Zuges und zwischen verholstem Gebein ein Kinderspielzeug findet, „ein Püppchen im Bettchen verbrannt!“

„Dem war ein Eselchen vorgespannt.“

Sie fuhren durch die schlechten Straßen der kleinen Stadt bei beginnender Dämmerung. Rahlenbaum friert in der Abendkühle, seine Eingeweide sind durcheinandergeworfen, seine Nerven sind über-

reizt. Er sagt hin und wieder leise die Zeilen vor sich hin: „Dem war ein Eselchen vorgespannt.“

Sie verlassen die Stadt und schießen auf der Landstraße dem waldbigen Höhenzug zu. Es wird dunkel; sie haben keine Laterne mit und müssen eilen.

Der Wald ist erreicht, es geht aufwärts. Ein Wagen fährt vor ihnen mitten auf der Straße. Der Freund gebraucht die Hupe, der Wagen kimmert sich nicht darum. Sie fahren näher heran, verlangsamen die Fahrt, hupen nochmals. Jetzt werden sie bemerkt. Der Wagen biegt ein wenig nach rechts hinüber. Es bleibt eine schmale Durchfahrt auf der linken Seite. Sie fahren langsam am Wagen vorbei, die Pferde sind unruhig. Als der Motor neben ihnen ist, werden sie wild und gehen hoch. Der Motor zieht an, das Rad fliegt gerade noch aus der Klemme heraus auf freie Bahn und davon.

„Nie wieder“, schwört Rahlenbaum entsetzt bei sich, „nie wieder — wenn ich nur heute noch heil ankomme. Ich gehöre nicht auf ein Motorrad und überhaupt nicht hinten drauf, ausgeliefert auf Gebeiß und Verderb.“

Er überlegt, ob er absteigen soll und zu Fuß nach Hause gehen, ob er sich auf einen stillen Waldweg retten soll. Aber er entschließt sich nicht dazu.

Es geht in Windungen den Berg hinauf, an nebligen Gründen vorbei. Die Mondstichel steht zwischen schwarzen Tannenwipfeln.

Sie erreichen die Höhe, die Straße senkt sich wieder. Bekanntes Gelände kommt nun, am Fuße des Berges beginnt die Stadt. Gottseidank, feußt Rahlenbaum, wenn ich denn sterben soll, so sterbe ich wenigstens auf heimatlichem Boden. Und er erwartet ein Unglück, als sie die Straße, die sich noch übersehen läßt, hinabjagen und an den bleichen Steinen am Rande der Böschung vorüberfliegen.

Sie sind am Ende des Waldes, die Straße der Stadt mit den Schienen der elektrischen Bahn beginnt. Die Straße ist gut gepflastert, sie fahren mit großer Geschwindigkeit, kommen an einer erleuchteten Straßenbahn vorbei, biegen einem Wagen aus und begeben sich dabei zwischen die Schienen, wollen die Schienen wieder verlassen und verlieren plötzlich das Gleichgewicht:

Rahlenbaum weiß es, noch ehe der Sturz kommt, daß sie in einem zu spitzen Winkel über die Schienen gefahren sind, vielleicht an einer unebenen Stelle; in weitem Bogen fliegt er von seinem Sitz herunter, streckt die Arme aus, um seinen Schädel zu schützen, schlägt hart auf das Pflaster auf, noch ein Stück darüber hinschleifend, voller Angst, das schwere Rad, das er mit schmetterndem Krach hinstürzen hört, könne auf ihn fallen, springt auf, läuft auf den Bürgersteig, klopft den Schmutz ab, befeuchtet seine Hände, in die er sich große Löcher geschlagen, schaut um sich, ob jemand Zeuge war der kläglichen Niederlage, und wendet sich seinem Freunde zu, der mit zerfundenem Knie und mit zerrissenem Knie humpelnd das Rad aus dem Wege schafft, das am meisten mitgenommen ist.

„Bist du noch heil?“, sagt der Freund und sieht ihn kläglich aus Augen an, die von dem Sturz blutig gerötet sind. Er bringt sein Rad notdürftig in Ordnung und bittet Rahlenbaum, Platz zu nehmen und die Weiterfahrt zu versuchen.

Rahlenbaum dankt und begibt sich zu Fuß nach Hause, um seine Hände zu waschen und zu verbinden, und während er im linken Handgelenk die Gewissheit einer langdauernden Verstauchung fühlt, schüttelt er enteilend den Kopf, wie merkwürdig gut es gegangen, und sagt mehrmals die letzte Zeile des Gedichtes von Villenron vor sich hin:

„Dem war ein Eselchen vorgespannt.“

## Wenn die Bue den anre Bure fröcht.

Peiter Witt kümmt von ne Stadt trüch, hät ne lerte Schwienkaste up ne Waage un mut bi Chrifche Schwarte vörbi. Dei stund fö 'm Doar.

„Na, wat häwwe 's Schwien woage?“ fröcht Chrifche.

„Sei wulle nich recht wat wäge“, meint Peiter. „Wat häwwe 's denn gäwe?“ fröcht Chrifche wieder.

„D, gäwe wulle 's ock nich recht wat“, sächt Peiter. „Dorb kät hei gradut, kraht sich hinre Ohre un fahrt wieder.“

(Nacherzählt nach einer Begebenheit in Ewentin.)